

# Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

### Bergsee.

Von Arthur Silberleit.  
In grüner Blütenfülle liegt  
Er in dem feierlichsten Frieden.  
Und seine Wier sind umschmiegt  
Von leichten Kallern und Süßhüden.

Und wenn ein Hauch ihn überfliegt  
Von Gräser: aus den fernem Nieren,  
So weint er schmerzhaft sanft bewegt  
Von Seelen, welche längst verchieden.

Galt in des Schlummers Landen schon  
Küßt er sich noch zum Lauschen loden  
Von eines Hirters Hosten  
Und der Kapelle hellen Glocken.

Dann schlummert er verzärtelt ein,  
Als ob ihm nichts zum Glück fehle.  
Aus seiner Tiefe Wiberkeim  
Wängt ahnungsvoll des Himmels Seele.

### Die Macht der Verleumdung.

Ein Kleinbild von Claire Throbot.  
Mit mattem Silberglanz über  
Gibt das Mondlicht die stille Land-  
schaft. Vom Schneegebirge kam ein  
erfrischender Hauch, und vom Schloß-  
garten her verbreiteten die Rosen sü-  
ßen, berauschenden Duft.

An der Rückseite der kleinen Mäd-  
chenschule flüsternde zwei jugendliche  
Stimmen im Gärten, das die schön-  
sten Nelkenblüde barg. Auf dem Ast  
eines Hornbaumes stand eine  
schlanke Jünglingsgestalt und hielt  
die kleine, weiße Hand eines jungen  
Mädchens, das im niedrigen ersten  
Stockwerk wohnte.

Die matte Mondesichel beleuchtete  
ein zartes, liebendes Gesicht, das  
ein dunkles, großes Augenpaar be-  
lebte. Hierliche, klassische Formen  
trug auch der jungfräuliche Körper;  
er hätte jedem Bildhauer als Modell  
dienen können.

Einer der langen, dunklen Flechten  
fiel über das Fensterhans; die Gestalt  
auf dem Ast ergriff sie und drückte  
ihre Rippen auf das glänzende Haar.  
Dann bat eine weiche, melodische  
Stimme:

„Geh nun, mein Freund! Es ist  
spät, Edmund — gute Nacht.“

Edmund aber hielt die kleine Hand  
fest, die sie ihm gereicht hatte.

„So bald schiedst mich mein Lieb-  
heit heim? Laß mich nur noch ein  
halbes, ein Viertelstündchen in Deiner  
Nähe sein — es ist ja ohnehin  
so selten, daß ich Dich sehen und mit  
Dir plaudern kann. Deine Tante  
hütet Dich mit Argusaugen. Son-  
ntag, selbst in der Kirche, traf mich  
ihre böser Blick.“

Das Mädchen seufzte tief auf.

„Ja, die Tante — sie gönnt mir  
keine frohe Minute! Und wüßte sie,  
daß ich Dich nachts hier an meinem  
Fenster sehe, es wäre mein Tod! Doch  
ich liebe Dich, Edmund — ich harre  
aus und warte geduldig, bis ich vor  
Gott und aller Welt mich Dein nen-  
nen darf.“

Das offene, ehrliche Gesicht des  
jungen Mannes sah leuchtend vor  
Glück zu ihr auf.

„Mein Mädchen! Meine Adeline!  
Könnte ich Deinen Mut, Deine Treue  
Dir doch halbtag lohnen! Doch sorge  
Dich nicht. Kämpfe unser Lebens-  
schifflein auch jetzt gegen widrigen  
Wind, wir bringen es doch noch in  
den sicheren Hafen und lassen die dun-  
stigen Flagen „Land“ und „Hochzeit“,  
Nichts soll uns trennen. Mein Vater —“

„Dein Vater will mir nicht wohl“,  
sagte Adeline leise.

„Mein Vater muß nachgeben —  
and tut er es nicht — so bin ich  
mündig und schaffe mir anderwärts  
Amt und Existenz. Die Welt ist  
groß und weit, und Deine Liebe macht  
mir die Südtür zum Paradiese. Lebe  
wohl, Adeline — vertraue mir allein  
— auf Wiedersehen, mein süßes  
Lieb!“

„Gott schütze Dich, Edmund“,  
hauchte das Mädchen. Dann huschte  
die liebende Gestalt von der  
rosenamenen Loggia zurück ins  
Innere des Hauses.

Der junge Mann sprang vom  
Baum herab, warf einen langen  
Blick, dann ein paar ruhige seine  
Idealen nach, schwang sich über  
das hohe Gitter, das Haus und Garten  
absperre, und verschwand auf der  
Willenstrasse in der dunklen Platanen-  
allee.

Jetzt erhob sich im Garten eine  
kleine, schwarze Gestalt, die hinter  
einem Jasminbusch gehockt hatte.

Was da hervortrat, war eine  
Hörnergestalt. Zwei große, blühende  
Augen sahen in einem schmalen, gelb-  
lichen Gesicht, das eine große Pa-  
pille nicht verschönte.

Nemands hätte sagen können, wie  
alt dieses Gesicht wohl sei, man  
hätte ihm die Jahre eines verzauberten  
Gnomens aus den Tiefen der Erde  
geben können. Der Unhold schaute  
wütend:

„Holla, schöne Adeline! Du bist  
Dich erblüht! Darum so frühe, so

abweisend? Mich, den reichen Apo-  
theker Hippolyt Quäfflein ausschla-  
gen? Und hier in stiller Nacht mit  
des Bürgermeisters windigem Söh-  
lein scharmuzieren und liebügeln?  
Wart! Du hochmütig Jungferlein!  
Dir tränk' ich's ein und Deinem Gal-  
lan dazu, und soll's mich mein hal-  
bes Vermögen kosten!“

Ganz selbstsam funtelten die listigen  
Augen im Mondlichte.

Dann ballte er die Faust gegen  
Adelinas Fenster und schlich sich zu  
einem mit Weinlaub überwucherten  
Bretterzaun, in dem er sich eine Lücke  
geschaffen, durch die er in seinen eigen-  
en Garten schlüpfte.

Adelina Settenheim war der Lieb-  
ling des Städtchens.

Sie hatte in der Hauptstadt die  
Schulen besucht, ihr Examen mit  
Auszeichnung gemacht und war als  
wohlbestallte Lehrerin vor Jahresfrist  
in Sellingshausen eingetroffen; mit  
ihrem Klementine Eulenhorn, eine alte,  
bissige Jungfer, die Schwester von  
Adelinas Vater.

Die junge Mädchenlehrerin war  
eine Waise. Es schickte sich für eine  
Achtzehnjährige nicht, allein im  
Schulhaus zu wohnen, in dem nur  
der alte Kastellan mit seiner Frau  
die Aufsicht führte.

So hatte Adeline Settenheim der  
Tante Klementine geschrieben, die in  
einem Altküchenstübchen lebte, obwohl  
ihre Charakter und das Wesen der  
alten Tante höchst unsympathisch  
war.

Doch dem auffallend schönen Mäd-  
chen die ganze Männerwelt Sellings-  
hausens zu Füßen lag, wird niemand  
wundernehmen; aber Adeline bevor-  
zugte niemand, und so verzehnte sich  
die Herren in ungefüllter Seh-  
sucht.

Einer war des anderen geschwore-  
ner Feind.

Durch ihr feines und reiches  
Wesen nahm sie die Herzen der Kin-  
der und durch diese die Mütter ge-  
fangen, und man beehrte sich, dem  
„geliebten Fräulein“ — wie die Klei-  
nen sie nannten — alle nur möglichen  
Dotationen zu bereiten und ihr Ein-  
ladungen zu senden.

Auch an Freiern fehlte es der schö-  
nen Lehrerin nicht. Hätten doch  
selbst ihr zuliebe mehrere Hagelwolke  
das ihnen nicht rosig erscheinende  
Gehock getragen — allein Adeline  
war unnahbar.

Gerechtes Aufsehen aber machte im  
Sellingshausen der Heiratsantrag des  
als Weiberfeind bekannten, immens  
reichen, aber mißgestalteten Apothek-  
lers Quäfflein. Er machte plötzlich  
dem alten Fräulein Klementine Visi-  
ten und hielt bei ihr regelrecht um die  
Hand ihrer Nichte an. Natürlich  
fand er auch die günstigste Aufnahme.

Tante Klementine Eulenhorn  
dachte sich das Leben im Hause des  
reichen Apothekers äußerst verlockend.  
Zu seiner Entrüstung wies die schöne  
Lehrerin den häßlichen Reichen ab.

Seither hatte Adeline der Tante  
gegenüber einen schweren Stand-  
punkt; denn die bissige Alte witterte  
hinter all den ausgeheilten Körben  
eine Herzensaffäre.

Fräulein Klementine Eulenhorn  
hatte nicht so ganz unrecht.

Man hatte im vorigen Sommer  
in Sellingshausen das Sankt-Valen-  
tins-Fest gefeiert. Nachdem Adeline  
in der Kirche mit ihrer glodenreinen  
Stimme das Ave-Maria gesungen,  
in ihrem weißen Kleidchen selbst ein-  
ner Heiligen gleich, hatte man ihr auf  
dem Festplatz ein schönes Rosenbuket  
und ein verpacktes Biscuitbrot über-  
geben.

Dies Biscuit enthielt den Namen  
ihres für den ganzen Tag ihr zuge-  
schickten „St. Valentin-Kittlers“.

Adeline hatte kaum noch den Na-  
men gelesen, als auch schon dessen  
Träger, ein schöner, junger Mann —  
des Bürgermeisters Adorian Sohn  
Edmund — sich näherte und sie in  
die Reichen des Festzuges führte.

An diesem Tage hatten sich die  
Herzen der jungen Leute innig an-  
einander geschlossen, und dieser zarte  
Liebesstrahlung währte nun schon ein  
Jahr.

Wohl wußte Edmund Adorian,  
daß sein strenger Vater andere Pläne  
mit ihm hatte, daß er ihn schon in  
der Wiege mit der rotbarigen Toch-  
ter eines Jugendfreundes verlobt, für  
die Edmund stets Antipathie fühlte.

All dies wußte der junge Adorian  
wohl. Er hoffte dennoch, den Vater  
umzustimmen, und gab seinem Mäd-  
chen ehelichen Dergens sein Mannes-  
wort: „Nur Du wirst meine süße,  
kleine Frau!“ Trotz dieser Hoffnun-  
gen blieb es vorläufig sein, dem Vater  
und der Welt gegenüber! Und wie  
süß war nicht das Geheimnis!

Ein glühendes Blick — ein süßes  
Lächeln — der Druck der Hand —  
ein paar leise geflüsterte Worte...  
Da trat plötzlich eine unerwartete  
Wendung ein.

Durch einen anonymen Brief kam  
dem Bürgermeister der Herzensbund  
seines Sohnes zur Kenntnis. Dem  
würdevollen Herrn Adorian hatte die  
tauftrüchtige Schönheit Adelinas schon  
lange selbst in die Augen gestochen.  
Er hätte die junge Lehrerin gern für  
sich selbst genommen; war er doch  
Witwer und kaum ein Fünfziger.  
Die Weisheit, daß seine Hoffnun-  
gen nun vollständig getäuscht seien,  
brachte ihn in Zorn.

Es kam zu einem heftigen Austritt  
zwischen Vater und Sohn, und Ed-  
mund verließ noch am selben Tage  
das Elternhaus, sein Amt und das  
Städtchen, nachdem er in einem  
Briefe von Adeline Abschied genom-  
men.

Adeline betam diesen Brief nie-  
mals in die Hände.

Tante Eulenhorn, durch den Apo-  
theker von seinen abendlichen Erleb-  
nissen unterrichtet, fing das Schrei-  
ben auf.

„Nun gilt's, Geliebte“ — so schrieb  
Edmund Adorian — „Deinen Mut,  
Deine Treue zu zeigen! Sobald ich  
mit Dir wieder zusammenkomme,  
hole ich mich mit mir ein süßes  
Weib.“

Adeline hörte von der plötzlichen  
Abreise ihres Freundes. Es be-  
strebte sie wohl, daß er keinen Ab-  
schied von ihr genommen; doch hatte  
sie volles Vertrauen in seine Liebe.  
Sie lächelte wehmütig:

„Das sind die Dornen, die bei den  
Rosen stehen.“

Doch wurde sie still und in sich ge-  
kehrt und widmete sich mit um so  
größeren Eifer den Pflichten ihres  
oft recht mühsamen Berufes.

Pötzlich glaubte die junge Lehr-  
erin zu bemerken, daß man sie neugierig  
betrachtete — da und dort wich  
ihre gute Bekannte aus — einige  
Herren grüßten vertraulich und spö-  
tisch — lächelnd.

„Was haben sie?“ fragte sich Ade-  
lina und nied von da an jede Gesell-  
schaft. Von Edmund kam keine Zeile.  
Allmählich sankte der Gedanke in  
ihrem Hirn Wurzel: „Er hat Dich  
vergessen! Ist das seine treue Liebe?  
Sind mir nur die Dornen vom Ros-  
enstumpf meines Glückes geblieben?“

Die Tante Klementine war voll-  
ständig verbittert und unzugänglich,  
und so war Adeline ganz auf sich  
selbst und ihre trüben Gedanken  
angewiesen, die oft das arme Köpfchen  
marterten und allen Lebensmut lö-  
schten.

Kaum verließ Adeline Settenheim  
noch das Schulgebäude.

Wochen, Monate vergingen, der  
Winter war vorüber, und neuer Wü-  
sterschmutz umränzte die ewig junge  
Natur.

Keine Kunde von Edmund — wie  
eine Zyklopaenfaust preßte der Ge-  
dante des Verlassenseins ihr das blü-  
hende Herz zusammen. In der Reli-  
gion wollte sie Trost und Zuflucht  
suchen — aber als sie eines Mai-  
abends in der St. Marienkirche ihr  
gewohntes Plätzchen einnehmen und  
an den Kapellenstufen knien wollte,  
rückten die Nachbarinnen fort von ihr  
— ja, eine verließ ostentativ das  
Gotteshaus.

Adeline erlebte — dann farbte  
tiefes Blut ihre Wangen.

Welches Verbrechen hatte sie denn  
begangen, daß man ihre Nähe floh?  
Was war es denn nur, das die Men-  
schen ihr zum Vorwurfs machten?  
Sie zermartete ihren armen Kopf —  
grübelte — und fand doch nichts.

Zum ersten Male nahm sie zu  
Tante Klementine ihre Zuflucht.

Die bissige Alte, der sie von dem  
Vorgefallenen, dem Unfallsagen, das  
ihre begegnet, berichtete, nahm die  
Brühe von der Nase und schlug das  
Buch zu, in dem sie gelesen.

„Wunder! Dich denn noch, Du  
Pflichtvergessene? Weiß nicht die  
ganze Stadt von Deinem Verhältnis  
zu dem Windbeutel Edmund Ado-  
rian? Pfeifen nicht die Spähen auf  
den Dächern von Deinen nächtlichen  
Stelldicheinen im Garten? Einen  
solchen Freier wie den reichen Quä-  
fflein ausschlagen und mit dem Tu-  
nichtigkeit anbandeln — das ist ja un-  
erhör!“

„Ich habe nichts zu bereuen und  
nehme den Quäfflein nicht!“  
So rief Adeline im Bewußtsein  
ihrer Unschuld. Also das war's.  
Man hatte ihr keines Verhältnis zu  
Edmund Adorian ausgesprochen —  
in den Schmutz der Verleumdung  
herniedergeraten — ihr Herz blüete  
unter den ungerechten Anklagen.

Und er, den sie mit der ersten Glut  
der Leidenschaft liebte, für den sie  
litt und duldete — er hatte sie so  
schnell vergessen!

Arme Adeline! Du wußtest ja  
nicht, daß Dein junger Freund, trotz-  
dem er von seinem Mädchen keine  
Antwort erhalten, vier, fünfmal ge-  
schrieben, daß seine Briefe, durch  
Quäfflein aufgefangen, von Dir net

Charakterlosen Tante vernichtet wur-  
den und der Mann Deines Herzens  
nun schwer erkrankt in der Haupt-  
stadt lag.

Die giftige Junge der Verleum-  
dung ruhete nicht. Da und dort be-  
sprach man Adelinas Schicksal.  
„Des Bürgermeisters Sohn muß  
die Lehrerin heiraten“, hieß es —  
„Die gute Sitte verlangt es! Wo ist  
der Entlohnere?“

Selbst im Gemeinderat des Städt-  
chens besprach man diese Angelegen-  
heit und zerrte sie in den greifsten  
Farben vor die Öffentlichkeit; denn  
Quäfflein hatte sich's zugesprochen,  
Adelinas Ruf in den Notast zu  
treten.

Pötzlich tauchte das Gerücht auf:  
Adelina Settenheim habe sich in ge-  
hässiger Art über den Herrn Pfarrer  
und die Stadtvertreter ausgesprochen.  
Wie ein Lauffeuer ging es durch Sel-  
lingshausen. Da und dort gab einer  
noch ein paar Unzen Boshheit dazu —  
dort erzählte man sich haarsträubende  
Geschichten — an diesem Tage  
machte die arme Lehrerin die Bemerkung,  
daß ihre Schülerrinnen, die ihr  
früher in Zuneigung ergeben waren,  
ihre den Gehorsam zurückzogen,  
manche zischelten und lachten.

Viele Kinder blieben ganz aus.  
Statt ihrer kamen von Eltern Briefe  
voll giftiger Stichelchen, selbst Besu-  
gen.

Bis dahin hatte Adeline geduldig  
ihre Leid ertragen, auf die Vorsetzung  
hoffend und in dem guten Glauben,  
daß ihr endlich Gerechtigkeit wider-  
fahren müsse. — Nun fielen alle  
Hoffnungen von ihr ab und gerbrö-  
ckelten, wie in einen tiefen Brunnen  
stürzend.

Umsonst marterte sie ihr Hirn,  
wo mit sie denn all diese herben Prüfun-  
gen verdient habe. Lohnte sich's denn  
noch, zu leben, wenn die Verleumdung  
siegen, wenn der unschuldig Gequal-  
ten alle Mittel fehlten, sich rechtferti-  
gen zu können?

Spät am Abend dieses Tages, an  
dem ihr Tante Klementine die neuen  
Gerüchte in heftigem Zorn vorgelesen  
und ihr zugleich mitgeteilt, „daß sie  
mit einer von aller Welt Miß-  
achteten nicht länger zusammenhausen  
wolle“ — an diesem Abend lag Ade-  
lina bleichen Anblicks in ihrem  
Stübchen vor dem kleinen Madonnen-  
bilde.

Sie hatte das weiße Kleid ange-  
legt, das sie am St. Valentins-Feste  
getragen. Leise riefelten die Tränen  
ihre über die blassen Wangen, Schmerz  
und Qual lagen auf dem schmalen  
Antlitze.

Nun stand sie auf, ging zum offe-  
nen Fenster, beugte sich über die blü-  
henden Nelken- und Resedaöpfe und  
sah liebevoll mit der Hand über  
die blühenden Blüten.

Einen Blick in den freundlichen  
Garten — und noch einen langen im  
Stübchen umher — dann verließ das  
junge Mädchen leise das Haus, nach-  
dem sie ein großes, graues Tuch über  
das weiße Gewand und auch das  
Haupt geworfen.

Im Garten schlüchzte eine einsame  
Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied.  
Die Nacht war dunkel, kein Mondes-  
strahl erhellte sie. Ach, wie war die  
Welt so öde! — Gleich sie nicht der  
Beim- und strauchelnde Wüste Sa-  
hara? — Und das noch so junge  
Gottesgeschöpf war zu müde, dies  
Dasein weiterzuschleppen.

Im Städtchen schlief wohl schon  
alles — es war nahe an Mitternacht.  
Selbst der alte Nachtwächter schlum-  
merte friedlich auf den Stufen vor  
dem Portale des Rathhauses.

Auf dem mit uralten Ulmen ein-  
gestäumten Marktplatz befand sich das  
große Wohnhaus des Bürgermeisters  
Adorian, und vor diesem alten Bar-  
trijergebäude ein tiefer Brunnen.  
Er trug das Steinbild eines schönen  
Weibes, dessen ideale Gestalt in einem  
Fischschwanz endete.

„Die schöne Melusine“ — diesen  
Namen hatte auch der Brunnen.

Am Mitternacht erschienen dort eine  
schlanke, weiße Gestalt, aber von der  
Hauptstrasse her hallten die gleich-  
migen Schritte der Polizeipatrouille  
— erschreckt eilte die Gestalt über  
den Platz, beugte sich über den Brun-  
nenrand und erschaute. Dann  
schwang sich das Weib hinüber.

„Ein leiser Ruf: „Edmund! Mein  
Edmund!“ — Ein gurgelnder Laut  
— und in der Tiefe war alles still  
wie zuvor.“

Zwei Sternlein fielen in dem Mo-  
ment vom Himmel.

Als die goldenen Strahlen der  
Frühsonne auf Sellingshausen her-  
abschaute, sahen sie ein gut Teil der  
Bevölkerung den „Melusine-Brun-  
nen“ umsehen.

Die erste Woge, die früh morgens  
ihren Rüssel mit Wasser zu süßen  
gelommen war, hatte in der Tiefe  
etwas Weißes entdeckt. Eine halbe  
Stunde später zog man Adeline Set-

tenheim aus dem Brunnen — und  
seltsamerweise, wohl nur zufällig,  
legte man die Leiche des jungen Mäd-  
chens dem Bürgermeister vor die  
Haustür.

Am nächsten Tage erhielt der Bür-  
germeister einen Brief der Hospitals-  
leitung zu Düsseldorf, „daß sein  
Sohn Edmund Adorian tags zuvor  
gegen Mitternacht am Typhus ver-  
stirbt.“

Zwei Sternlein waren vom Him-  
mel gefallen.  
Indes schrieb der alte, kahlköpfige  
Gemeindefreier Hartmund in sein  
Protokoll:

„Adelina Settenheim, Lehrerin, 19  
Jahre alt, unverheiratet — im „Me-  
lusinen-Brunnen“ ertrunken.“

### Der Rosenhut.

Von Helene Lang - Anton.

Leutnant Schmilowitsch von den Dra-  
gonen war ein patenter Junge, der  
schneidigste Reiter, der größte Kur-  
macher und hatte auch sonst viele lie-  
benswürdige Eigenschaften. Dazu  
gehörte, daß er nirgends fehlte, kein  
etwas los war. Doch sein Hauptleid  
war und blieb der Sport. Ein Ren-  
nen, auf dem er nicht wenigstens ein  
Preis gewonnen, war schon seit  
mehreren Jahren undenkbar.

Und nun war das Unglaubliche ge-  
schehen. Er hatte sich beim ersten  
Rennen um zwei Nasenlängen schla-  
gen lassen. Es schien ihm nicht ein-  
mal sonderlich zu beruhigen.

Als er auf den Sattelplatz zurück-  
ritt, achtete er nicht der vielen Unzu-  
friedenheiten, die alle auf seinen Gaul  
geschicht hatten. Sein Blick richtete  
er sich hinweg nach der Tribüne.

Seine Freunde schüttelten die  
Köpfe.

Als er nun gar beim vierten Ren-  
nen zurücktrat und Reugel bezahlte,  
wollte das Verwundern kein Ende  
nehmen.

Nur von Schmilowitsch von den elf-  
ten Wonen, sein größter Konkurrent,  
freute sich. „Der rote Baron“, wie  
er seiner brennendroten Haare wegen  
genannt wurde, hatte dadurch mehr  
Chancen. Schmilowitsch hatte auch  
einen anderen Namen, den man sich  
allerdings nur in die Ohren flüster-  
te, „Der Dallesbaron“. Man wußte  
nicht genau, ob er zu viel vorausgabte  
oder zu wenig Geldmittel zur Ver-  
fügung hatte. Thatsache war, daß er  
in steter Geldverlegenheit vegetierte,  
wie er selbst sagte, und schließlich  
auf den Tod einer alten Tante war-  
te, die ihn zum Universalerben ein-  
gesetzt hatte.

Beim nächsten Rennen, das acht  
Tage später stattfand, erschien  
Schmilowitsch zum Erstaunen aller in  
„full dress“, nicht wie sonst im lei-  
chen Reitrod und der über die Ohren  
gezogenen Reitmütze. Er kam als  
Zuschauer, hatte gar nicht gezei-  
gelt.

Am Totalisator herrschte Ratlosigkeit.  
All die Provinzontels, die kein  
eigenes Urteil hatten, waren in größ-  
ter Verlegenheit, auf welches Pferd  
sie nun setzen sollten. Die Damen,  
die Kameraden wunderten sich. Nie-  
mand kannte den Grund seines son-  
derbaren Benehmens.

Nur der rote Baron schien etwas  
zu ahnen. Er hatte Schmilowitsch schon  
im vorigen Rennen scharf beobachtet.  
Er lächelte eigentümlich, als er an  
Schmilowitsch herantrat.

„Ah, Sie wollen mal Reiter  
spielen?“

„Vielleicht; vor allem mal als  
Mensch einem Rennen beiwohnen.“  
„Als Mensch?“

„Na ja, man will doch mal an-  
ständig angezogen ein Rennen mit-  
machen.“

Der rote Baron lächelte noch mehr.  
Sein Auge überflog die patente, ge-  
schneidigte Erscheinung Schmilowitschs,  
der sich schon wieder von ihm abge-  
wendet und seine Aufmerksamkeit auf  
einen roten Rosenhut lenkte, der auf  
der Tribüne in der zweiten Reihe der  
letzten Loge saß und nur ab und zu  
bisweilen hinter dem ungeheuren Feder-  
hut der biden Frau Major Schaper  
hervorstuckte.

Auch darüber quittierte der rote  
Baron mit einem Lächeln. Er war  
also auf ganz richtiger Fährte.  
Schmilowitsch hatte sich ansehend in  
den roten Rosenhut, der schon auf  
dem ersten Rennen Aufsehen erregt,  
rettungslos verlor und aus diesem  
Grunde auf das Reitreiten verzichtet.  
Er wollte Eindruck machen, wozu der  
soloppe Reitanzug nicht geeignet,  
wollte wohl auch mehr in der Nähe  
der Angestellten bleiben.

Hören Sie mal, lieber Schmilow-  
itsch, wandle er sich lebhaft an den  
Kameraden, können Sie mir nicht  
sagen, wer die Dame mit dem Ro-  
senhut ist, die hinter Frau Schaper  
sitzt? Sie ist mir schon das letzte  
mal aufgefallen. Ruh' ne Ausläu-  
derin sein, hat so was „partes“.

Von Schmilowitsch zuckte die Ach-  
seln.

„Rebaura, bin nicht orientiert.  
Aber die Dame ist mir auch schon  
aufgefallen. Wirklich famose Er-  
scheinung. Werde mich erkundigen.“

„Ja, bitte, Sie läten mir einen  
großen Gefallen. Sie wissen, wenn  
ich mich nach einer Dame erkundige,  
gibt's schlechte Witze.“

„Werde es schon herausbekommen.  
Ich tu' Ihnen ja gern jeden Gefal-  
len, leider beruht das nicht auf Ge-  
genseitigkeit.“

„Wie so?“

„Nun, vorgestern im Kasino —“  
Schmilowitsch erinnerte sich. Schmol-  
lowitsch hatte ihn um hundert Taler an-  
gepumpt und er hatte in einer An-  
wandlung von Solidarität diese verwe-  
gelt. Fast verlegen sagte er: „Es  
war mir vorgestern tatsächlich nicht  
möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen.  
Aber wenn Sie mir den Namen und  
die Verhältnisse jener Dame aus-  
kundschaffen oder mir Gelegenheit  
geben, mit ihr bekannt zu werden,  
verschaffe ich Ihnen das Geld. Ein-  
geschlagen?“ Er hielt dem roten  
Baron die Hand hin. Dieser zögerte  
einen Augenblick, dann schlug er ein.  
„Abgemacht. Wann kann ich das  
Geld haben?“

Verblüfft sah Schmilowitsch ihn an.  
So sicher war er seiner Sache? Viel-  
leicht wußte Schmilowitsch, wer der  
rote Hut war und ließ ihm herein-  
fallen. Gleichviel. Es kam ihm auf  
ein paar Hundertmarktscheine nicht  
an, wenn Schmilowitsch ihm nur die  
Bekanntschaft mit dem entzückenden  
Geschöpf ermöglichte. Er war ja  
von Natur nicht schüchtern und nie  
um eine Ausrede verlegen, wenn er  
etwas erreichen wollte; aber er konnte  
doch unmöglich an diese elegante Da-  
me, die sich so vornehm gab, ohne  
weiteres heranzutreten und sich vor-  
stellen.

Auch andern Herren war der Ro-  
senhut aufgefallen und es hatten sich  
vor der Loge, in deren Hintergrund  
die Rosenkönigin thronte, ganze  
Gruppen von Herren gebildet, die  
interessiert miteinander plauderten  
und noch interessierter die neue Er-  
scheinung musterten.

Schmilowitsch hatte sich gegenüber  
der Tribüne aufgestellt und schien  
alles andere vergessen zu haben. Un-  
entwegt startete er die junge Dame,  
die sich durch die allgemeine Auf-  
merksamkeit gar nicht geniert fühlte,  
an. Sie nahm die vielen bewundern-  
den Blicke lächelnd entgegen, und es  
kam Schmilowitsch in seiner erwachten  
Eifersucht vor, als ob sie darauf re-  
agiere. Gleich darauf bemerkte er den  
Gedanken wieder als eine unerhörte  
Beleidigung der sich labellos geben-  
den jungen Dame.

Er hatte sich fest vorgenommen,  
sie nicht aus den Augen zu lassen.  
Schon vor Beendigung des Rennens  
war er nach dem Wagenpark gegan-  
gen. Er hatte auch den Rosenhut  
mitten im Gewühl der Menge auf-  
tauchen gesehen und sich herange-  
drängt. Aber er war doch zu spät  
gekommen.

Als sie sich trennten, wollte er  
näheres wissen.

„Deut abend beim Essen im Ka-  
sino erzähle ich Ihnen alles“, sagte  
von Schmilowitsch, „vielleicht sind Sie  
auch so gut, das Geld mir mitzu-  
bringen.“

„Das Geld bringe ich mit, aber  
das, was Sie über die Dame erfah-  
ren, muß ich jetzt gleich wissen. Wie  
heißt sie? Und wo kann ich sie kennen  
lernen?“

Schmilowitsch räusperte sich und  
sagte dann langsam, jedes Wort be-  
tonend: „Sie heißt Gusti Schneider.  
Und wenn Sie in Berlin im Hotel  
Monopol absteigen, ist es Ihnen ein  
Leichtes, sie kennen zu lernen.“

„Ah, im Hotel Monopol? Sie so-  
giert da?“

„Ja, sie logiert da. Aber Sie  
müssen, wenn Sie sie sehen und  
sprechen wollen, ein Zimmer in der  
zweiten Etage nehmen.“

</